



Startseite > Psychologie > Philosophie > Philosophin über die Folgen des Ukraine-Kriegs: Warum wir helfen

Philosophin über Folgen des Ukrainekriegs

Warum wir helfen

Ein Gastbeitrag von Susanne Schmetkamp

Die Lage in der Ukraine berührt uns mehr als andere Katastrophen – entsprechend groß ist die Hilfsbereitschaft. Weil wir uns letztlich nur selbst helfen wollen?

03.04.2022, 14.13 Uhr



Philosophin über Krieg in der Ukraine: »Wir fühlen uns angesprochen, und zwar offenbar derzeit mehr als von anderen Katastrophen weltweit« (Symbolbild) Foto: A.J. Schokora / Stocksy United

Helfen ist manchmal enorm schwierig. Und manchmal ist nichts einfacher als das. Wenn jemand vor unseren Augen zu ertrinken droht, sind wir sofort zur Stelle. Oder sollten es sein. Aber was heißt »vor unseren Augen«? Und was, wenn wir »ertrinken« als Überbegriff für alle möglichen Lebensgefahren

nehmen? Dann droht eigentlich täglich und überall jemand »vor unseren Augen zu ertrinken«. Globale Klimakatastrophen, Kriege, Armut gehen auf massive Ungerechtigkeiten zurück, an denen die nicht direkt betroffenen Länder beteiligt sind. Und doch verschließen wir oft die Augen davor – nach dem für uns noch angemessenen Bilderkonsum in den Nachrichten. Betrachtetes Leid tut weh. Und kann manchmal emotional und moralisch überfordern.

Zur Person



Foto: Felix Bucher

Susanne Schmetkamp ist Assistenzprofessorin für Philosophie an der Universität Fribourg in der Schweiz. Sie leitet ein Forschungsprojekt zur »Ästhetik und Ethik der Aufmerksamkeit«. Zu ihren Themenschwerpunkten gehören auch Empathie, ästhetische Erfahrungen und Filmphilosophie. Sie wurde in Bonn mit einer Arbeit über Respekt und Anerkennung promoviert. Im Junius-Verlag ist eine Einführung zu »Theorien der Empathie« von ihr erschienen. Schmetkamp arbeitet auch als Autorin und Moderatorin. Sie lebt mit ihrer Familie in Zürich.

Not aktiviert daher nicht notwendig Hilfe. Wird man vom Leid anderer erfasst wie von einer starken Flutwelle, so kann manchmal das eintreten, was man »personal distress« nennt: Man leidet derart mit, dass dieses Gefühl einen selbst in eine Art Notzustand bringt. Da hilft nur, die Ursache (und Wirkung) entweder helfend versuchen zu beheben – eine moralisch lobenswerte Handlung, etwa motiviert durch Mitleid. Oder den Blick abzuwenden – was grausam ist. Grausamkeit ist das Gegenteil von Solidarität und Empathie.

Leider sind wir (privilegierten Menschen in den westlichen Industriegesellschaften) allzu oft grausam, selbst wenn wir nicht direkte Aggressoren sind. Wir sind es indirekt. Einige Philosoph:innen wie Martha Nussbaum, Richard Rorty oder Stanley Cavell (und ich selbst) gehen davon aus, dass uns (literarische, filmische, kulturelle) Erzählungen zeigen, wie wir diesen Grausamkeiten begegnen und entgehen können. Und zwar, indem sie uns dazu auffordern, empathisch andere Perspektiven einzunehmen und uns vom eigenen egozentrischen Standpunkt zu lösen.

Ein reales, klar konturiertes Drama vor unseren Augen

Seit dem 24. Februar wird uns eine Art von Narration vor Augen geführt, die Menschen in Europa fassungslos und beinahe hilflos betroffen macht und niemanden mehr kaltlässt: Ein Krieg, der starke Empathie und Mitgefühl auslöst. Aber auch Angst. Er war vorhersehbar und kam doch so plötzlich und unerwartet. Da passiert etwas gleich nebenan, wir können nicht wegschauen. Wir fühlen uns angesprochen, und zwar offenbar derzeit mehr als von anderen Katastrophen weltweit.

Warum ist das so?

Es hat meines Erachtens unter anderem etwas mit unserer moralischen Vorstellungskraft zu tun, eine Antwort auf die Frage »Was soll ich tun?« zu finden. Und jetzt entfaltet sich vor unseren Augen ein reales, klar konturiertes Drama, bei dem wir nicht mehr nur Zuschauer:innen sind.

Mehr zum Thema

5+ **Geflüchtete aus der Ukraine zu Hause aufgenommen:**
»Wenn wir jetzt nicht helfen, wann dann?« Ein
 Erfahrungsbericht von Hanna Zobel



Spenden, Unterkünfte, Hilfseinsätze: So können auch Sie helfen Von Jule Lutteroth



Von Wellen der Solidarität und Hilfsbereitschaft ist die Rede. Zwar ist das nicht das erste Mal: Schon 2015 wurde die unvergleichliche Bereitschaft vieler Menschen zu helfen hervorgehoben, damals versuchte vor allem aus Syrien, aber auch dem Irak und aus Afghanistan eine rekordhohe Zahl an Geflüchteten das Zentrum Europas zu erreichen – und dabei ertranken und ertrinken viele vor unseren Augen.

Dass im Fall der Ukraine auch und noch mehr geholfen wird, könnte ein Zug der menschlichen Natur und Kultur sein: Der Natur, wenn wir davon ausgehen – wie viele Philosoph:innen meinen –, dass Menschen (und einige nicht menschliche Tiere) natürlicherweise mitfühlende Wesen sind, die nicht sehenden Auges an Leid vorbeigehen können, ohne sich berührt und aufgefordert zu fühlen, zu helfen. Und dass wir aber umso mehr helfen, je ähnlicher und vertrauter uns eine Situation ist – weil es uns leichter fällt, uns hineinzusetzen. Oder weil wir die Bedrohung für uns persönlich stärker wahrnehmen.

Helpen als Ventil für die eigene Hilfslosigkeit

Es könnte auch ein Zug unserer Kultur sein, weil wir uns eben nicht in einem Hobbes'schen Naturzustand eines Krieges aller gegen alle befinden, wo der Mensch des Menschen Wolf sei, sondern uns zu Demokratie- und Solidargemeinschaften zusammengeschlossen und Völker-, Menschen- und Grundrechte beschlossen haben, die Schutzrechte formulieren, an denen umgekehrt Pflichten hängen, die ein moralisches

Sollen implizieren. Wie da Einzelne etwas bewirken sollen und können, zeigt sich in diesem Krieg sehr deutlich.

Dafür gibt es verschiedene Gründe. Die Lage schafft insgesamt auch ein Klima der Angst und realen Bedrohung in Europa selbst. Die Gefahr eines Nuklearwaffeneinsatzes ist greifbar. Helfen kann da ein Ventil für die eigene Hilflosigkeit: Immerhin *können* wir überhaupt etwas *tun*. Denn Sollen setzt, so eine moralische Logik, Können voraus.

In diesem Fall scheinen Einzelne jedenfalls etwas mehr (und schneller) tun zu können: Zum Beispiel Menschen aus dem Kriegsgebiet eigenständig mit dem Auto abholen, wie es viele gemacht haben. Zimmer zur Verfügung stellen. Spenden. Wobei nicht jede Hilfe angemessen ist oder die Verantwortung vollständig mit bedenkt. Insgesamt aber ist die Hilfe bemerkenswert.

Wer profitiert von der Hilfe?

Dabei bewirkt Helfen nicht nur bei den Betroffenen etwas. Sie bietet vielen Helfenden eine Entlastung der eigenen Bedrohungsangst, verändert den Blick: Wer sich empathisch auf andere einstellt, dessen Aufmerksamkeit ist auf deren Belange gerichtet, im Idealfall nicht egozentrisch auf die eigene potenzielle Bedrohung und Verletzlichkeit konzentriert, sondern auf den anderen und dessen aktuelle Lage. Für viele wirkt dabei die goldene Regel (oder philosophisch: der kategorische Imperativ): Was wenn uns das passieren würde, wollten wir dann nicht auch, dass andere uns helfen? Das ist einerseits eine kluge Regel. Andererseits klingt sie auch egozentrisch.

Eine viel gehörte Kritik geht dahin, dass Helfende selbst davon profitieren. Nicht nur im Sinne eines Ventils für die Hilfslosigkeit. Sondern weil sie sich gut damit fühlen. Sie beruhigen ihr Gewissen, klopfen sich auf die Schulter, wenn sie Geld oder Zeit spenden. Schlimmstenfalls nutzen sie die Hilfsbedürftigkeit sogar aus. Manche erkennen in dem

derzeitigen Impuls eine Diskriminierung, weil es nun Frauen und Kinder statt Männer sind wie im Fall von Syrien. Es kursieren beschämende Tweets in den sozialen Medien, ein brasilianischer Politiker soll in einer Sprachnachricht wartende geflüchtete Frauen als »Gottheiten« bezeichnet und gesagt haben: »Die Schlange vor Brasiliens bestem Nachtclub kommt da nicht ansatzweise heran.« [Europol warnt inzwischen Ukrainerinnen vor Menschenhändlern](#): Sie und ihre Kinder seien aus Sicht der Banden »ideale Opfer«.

Sind Menschen also nur eigennützig, wenn sie helfen?

Letztlich verbirgt sich da eine Grundskepsis, ob nicht am Ende alles moralische Handeln doch egoistisch sei und Altruismus gar nicht existiere. Dahinter steht ein pessimistisches Menschenbild, wonach wir doch nur nach uns selbst schauen. Ob das tatsächlich so ist, muss wohl eine offene Frage bleiben. Und berührt eher eine Frage der Haltung des zwischenmenschlichen Begegnens. Es ist natürlich nicht nur wichtig, was am Ende herauskommt, wie es der Konsequentialismus begründet. Die Gesinnung – wie wir uns als Menschen wechselseitig wahrnehmen, nämlich als Menschen, denen Respekt, Anerkennung und Fürsorge gebührt – spielt auch eine Rolle.

Ich wage aber noch eine ganz andere These: Dass die Hilfsbereitschaft vieler mit den narrativen und imaginativen Kulturpraktiken zu tun hat, an die wir gewöhnt sind. Wir können uns zwar offenbar leichter in andere hineinversetzen, die uns geografisch, biografisch, politisch und kulturell näher sind. Wir können aber auch leichter Perspektivenwechsel vornehmen, wenn es deutliche Angebote mit klaren Figuren dafür gibt.

Mit anderen Worten: »Was, wenn mir das passieren würde?« können wir uns umso besser ausmalen, je anschaulicher uns eine Situation gemacht wird oder je mehr sie unsere Imaginationskraft bedient. Wobei wir natürlich in Film und Literatur auch in der Lage sind, uns in Monster, Aliens und Tiere hineinzusetzen. Doch meist sind diese

vermenschlicht, auch das macht es leichter. Je ferner oder je komplexer etwas ist, desto mehr imaginative Flexibilität müssen wir aufweisen.

Von Helden und Antihelden

Deswegen können wir uns auch aus folgendem Grund gut in die Lage der Ukraine hineinversetzen: Weil das Ganze an ein narratives Setting erinnert, wie wir es von zahlreichen fiktionalen Stoffen kennen. Es ist nicht zu unterschätzen, wie sehr wir daran gewöhnt sind. Der Unterschied ist, dass es dieses Mal real ist, und das feuert unsere Hilfsbereitschaft sogar noch an. Sie fällt uns nicht nur aufgrund der Nähe zu einem geografisch und kulturell vertrauten Land leichter. Sondern, weil es klare Konturen und Figuren gibt. Weil wir Hilfe in einem politischen Drama von nahezu Tolstoi'scher Signatur leisten können, wie wir es bei einem echten literarischen Drama nicht könnten. Es ist nicht zu unterschätzen, wie sehr wir daran gewöhnt sind.

Die Ukraine ist nicht nur eine geografisch und kulturell nahe gelegene Nation. Es hat sich um sie herum eine uns *nahegehende Narration* entfaltet. Mit eindeutigen Protagonisten: Helden und Antihelden. Wäre es nicht so real desaströs, man könnte die Ästhetik darin bewundern – das ist fast wie Literatur, Kino und besonders Serien, wie sie so viele täglich auf Streamingdiensten sehen.

Wie dort, aber anders als bei vielen der vergangenen, eher diffusen oder komplexen realen Krisen und Kriegen weltweit, sind im Russland-Krieg gegen die Ukraine die Hauptfiguren klar positioniert, in Gut und Böse unterscheidbar. Dass Wolodymyr Selenskyj Schauspieler, gar Komiker war, dass Wladimir Putin sich ohnehin in seiner Macht wie ein James-Bond-Kontrahent inszeniert und dass jede einzelne kämpfende Ukrainerin eine große, man möchte fast sagen: rührende Heldin im Kleinen repräsentiert, trägt zu dieser Dramatisierung bei. Davids und Davidas gegen Goliath, denen

andere »Könige« zur Seite springen und eine notwendige Entmachtung des Tyrannen andeuten.

Mehr zum Thema

S+ **Oberster Widerstandskämpfer Wolodymyr Selenskyj: Churchill in Fleecejacke**



S+ **Krieg in Osteuropa: Putins Apokalypse** Von Christian Neef



Wie bei Fiktionen spielen konkrete Gefühle für die Hauptakteure eine große Rolle. Selenskyj ist (neben anderen charismatischen Figuren wie dem Kiewer Bürgermeister Vitali Klitschko) der zentrale Sympathieträger. Er hat großes Identifikationspotenzial. Nicht nur als Präsident, der mit seinem politischen Stab Videos vom Widerstand sendet. Er ist ein Ehemann und Vater, der seine Frau und Kinder liebt, ein Bürger, der sein Land verteidigt. Er agiert auf Augenhöhe mit seinen Mitmenschen. Für ihn empfinden wir Mitgefühl, Bewunderung, Hoffnung.

Putin dagegen ist der klare Antipode. (Erinnert er nicht etwas an den zombieführenden Nachtkönig in »Game of Thrones«?) Er generiert Antipathie, Wut, Angst, Empörung, Unverständnis. Auch in ihn versetzen wir uns hinein, changierend zwischen Fassungslosigkeit und Faszination. Bis zu einem gewissen Grad – denn bei Putin greift eher, was man in Fiktionstheorien imaginativen Widerstand gegenüber unmoralischen Charakteren nennt: Man kann und will sich nicht so weit in eine solche Perspektive hineinversetzen, dass man sie am Ende noch zu sehr verstünde; gleichzeitig muss man aber auch wissen, wie so ein Mensch tickt. Sein Denken scheint uns fremd und macht uns Angst. Zugleich denkt und handelt er wie ein Tyrann, wie er im Buche steht. Putin inszeniert sich bekanntlich selbst dazu auf höchst ästhetische Weise – sei es hoch zu Ross oder an seinem lächerlich langen Tisch, der zur Distanz nötigt.

Selenskyj dagegen schafft Nähe. Anders aber als Tolstoi, Shakespeare, »James Bond«, »Game of Thrones« oder »Homeland« – die das Welttheater fiktionalisieren und aus ästhetischer Distanz heraus konsumierbar und manchmal überhaupt erst verständlich machen –, haben wir es hier nun umgekehrt mit einer *Realisierung* zu tun, die nicht nur reale Angst und Leid produziert, sondern auch das Helfen überhaupt ermöglicht. Bei Fiktionen ist es gerade die Unmöglichkeit des Eingreifens, die Genuss schafft. Die Realität dagegen verbietet den Genuss. Hier können wir – man möchte sagen: endlich – auch handeln, sind nicht nur Zuschauer, sondern Akteure, Teilnehmer. Können gegen die Ungerechtigkeit auf irgendeine Weise vorgehen, die eben eine ganz klar konturierte Gruppe von Menschen betrifft. Sagt man eigentlich, dass die Ästhetik moralisch entlasten kann – weil man eben nicht James Bond zur Seite springen kann –, entlastet nun die Realität: Wir sind in der Lage, etwas zu tun, statt nur zuzuschauen.

Wenn Fragen nicht weiterbringen

Aber gab es das im Fall von Syrien, anderen Krisengebieten, den Aggressoren und den von dort Geflüchteten nicht auch? Oder während der Hochwasserkatastrophe vergangenen Sommer in Deutschland?

Nun, zum einen wurde auch dort von einer »Welle der Empathie und Hilfsbereitschaft« gesprochen. Zum anderen aber ist wohl die Solidarität und Hilfe in diesem Fall noch stärker oder ganz anders. Das mag verschiedene Gründe haben. Einer ist, dass die eben erwähnten Identifikationsfiguren, Helden und Antihelden, durch das Setting an sich viel deutlicher sind. Kenternde Boote mit Geflüchteten aus Syrien, dem Irak und Afghanistan konnten da vergleichsweise wie ein dramatischer Katastrophenfilm wirken. Viele waren moralisch überfordert oder wie gelähmt, weil sie das betrachtete Leid überwältigt hat.

Das soll nicht heißen, dass die Helfenden nun nur helfen, weil sie das Ganze wie eine spannende Serie schauen. Oder weil Bücher zu lesen hilfsbereit macht. Aber die Kraft dieser Kulturpraktiken ist auch nicht zu unterschätzen. Viele Geisteswissenschaftler:innen und Psycholog:innen gehen davon aus, dass Fiktionen und Narrationen die Empathie schulen, indem sie Perspektivenwechsel einfordern. Uns werden auch andere Ungerechtigkeiten auf der Welt durch Film, Literatur, journalistische Reportagen und Dokumentationen nahegebracht. Es sind jetzt die besonders klaren Konturen und Protagonisten, die relativ klar abgesteckten Rollen Europas und der USA. Das ganze Setting. Bürger werden darin selbst zu verantwortlichen Akteuren – nicht zuletzt auch, wenn sie abwägen müssen zwischen eigenen wirtschaftlichen Konsequenzen und der Rettung eines Landes.

Mit unserer Hilfe und Solidarität zeigen wir dem »Bösen«: dass uns der Krieg nicht gleichgültig ist und wir so viel tun, wie wir können. Aus Angst, Mitgefühl, Solidarität und Vertrautheit. Vielleicht auch aus Egozentrismus.

Diskriminierungen können wir kaum vermeiden, sollten sie aber reflektieren. Hilfe ebenso wie Empathie geschehen nicht von einem unparteilichen Standpunkt, den Blick von Nirgendwo gibt es nicht. Wir sind immer irgendwie persönlich perspektivisch eingebunden. Schon ob wir unser eigenes ertrinkendes Kind oder den fremden Mann vor uns retten, wirft die Frage der Parteilichkeit auf. Der Philosoph Bernard Williams sagt, hier zu fragen, wen man bevorzugt und ob das gerecht ist, sei ein Gedanke zu viel. Soll heißen: In manchen Fällen kommen Fragen an ihr Ende. Da gibt es nicht viel zu überlegen.

*Anmerkung der Redaktion: In einer früheren Version des Textes haben wir den ehemaligen Boxweltmeister Wladimir Klitschko zum Bürgermeister von Kiew gemacht. Es handelt sich aber um dessen Bruder Vitali. Wir haben die Stelle korrigiert. **S***

Diskutieren Sie mit

[Feedback](#)

Mehr lesen über

Philosophie

Russlands Krieg gegen die Ukraine

Leben

Verwandte Artikel

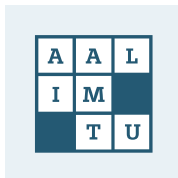
- **Warnung von Europol: Menschenhändler sehen ukrainische Frauen und Kinder als »ideale Opfer«**



Mehr anzeigen ▾

Spiele

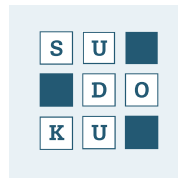
[mehr Spiele](#)



Kreuzworträtsel



Solitaire



Sudoku



Mahjong



Bubt Shoc

Serviceangebote von SPIEGEL-Partnern

Gutscheine

ANZEIGE

OTTO Gutscheine

10€ Rabatt

Lidl Gutscheine



10% Rabatt



[Top Gutscheine](#) [Alle Shops](#)

Auto

Job

Finanzen

Freizeit

Alle Magazine des SPIEGEL



DER SPIEGEL



SPIEGEL
GESCHICHTE



SPIEGEL EDITION



SPIEGEL

SPIEGEL Gruppe

[Abo](#) [Shop](#) [manager magazin](#) [Harvard Business manager](#) [buchreport](#)

[Werbung](#) [Jobs](#) [MANUFAKTUR](#) [SPIEGEL Akademie](#) [SPIEGEL Ed](#)

[Impressum](#) [Datenschutz](#) [Nutzungsbedingungen](#) [Cookies & Tracking](#)

[Newsletter](#) [Kontakt](#) [Hilfe](#) [Text- & Nutzungsrechte](#)

Facebook Twitter Wo Sie uns noch folgen können

